Pamph.
LE
Shk. B
B

Der Melancholikertypus Shakespeares und sein Ursprung

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen
Gesamtuniversität Jena

vorgelegt von

Gustav Arthur Bieber
aus Dresden

LIBRARY
FEB 22 1913
UNIV OF TORONTO.

Heidelberg 1913
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

31761 09704867 2

Genehmigt von der philosophischen Fakultät der Universität Jena auf Antrag des Herrn Professor Dr. **Schücking.**

Jena, den 15. Februar 1913.

Dr. Wien, d. Zt. Dekan.

Mit Genehmigung der philosophischen Fakultät erscheint hier nur ein Teil der Abhandlung. Das Ganze wird als Heft 3 der *Anglistischen Arbeiten* in Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erscheinen.

Meiner Mutter.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I. Kapitel.	Einleitung	7
II. Kapitel.	Die Temperamentslehre der Antike	10
III. Kapitel.	Die Temperamentslehre der Wissenschaft zur Shakespearezeit	11
IV. Kapitel.	Chaucers Temperamentstypen	14
V. Kapitel.	Der Liebesmelancholiker	28
VI. Kapitel.	Der Modemelancholiker	30
VII. Kapitel.	Der cholerisch-melancholische Mischtypus . . .	39
VIII. Kapitel.	Shakespeares Ansicht über die Melancholie . . .	46
IX. Kapitel.	Shakespeares Melancholiker	52
X. Kapitel.	Schluß	71

Shakespeare zitiere ich nach der Globe-Ed., Chaucer nach Skeat's Ed., London 1906, Jonson nach Bang's Ed., Löwen 1905. Im übrigen verweise ich auf die Anmerkungen. Da, wo ich die Shakespeare-Library von Hazlitt-Collier erwähne, zitiere ich auch danach.

Ich benutzte die Chaucerübersetzung von A. v. Düring, Straßburg 1883—86, 3 Bände, die Schlegel-Tiecksche Shakespeareübersetzung, Burtons Anatomy of Melancholy in der 3. Ed., Oxford 1628.

I.

Die jäh aufblühende englische Literatur der Elisabethzeit befand sich in der glücklichen Lage, eine reiche Erbschaft an Stoffen, Szenen, Darstellungsformen und vor allem an Charaktertypen antreten zu können, die teils aus den verschiedenen Literaturen des heidnischen und des christlichen Mittelalters, teils aus der Antike stammten.

Der streng historische Sinn fehlte jener Zeit noch völlig, und man nahm keinen Anstand, die alten Typen und Formen umzubiegen, bis sie auf die Menschen und Darstellungsarten jener Tage paßten. Man füllte neuen Wein in alte Schläuche, wobei es denn öfters geschah, daß die letzteren platzten. Es ergaben sich dann seltsame Stilvermischungen und Inkongruenzen.

So zersprengt der dicke Sir John Falstaff die zu eng gewordenen Formen des miles gloriosus der römischen Komödie. Wir erkennen mit Staunen in dem Clown die Züge seines Ahnherrn, des uralten mimus, wieder. Jago und Petrucchios Käthchen können ihre Verwandten in den Mirakelspielen des Mittelalters nicht verleugnen. Die italienische Novelle geht in dem romantischen Lustspiele eine recht ungleiche Ehe mit nordischem Geiste ein. Gestalten aus der germanischen und der keltischen Heldensage kleiden sich in den Pomp der elisabethanischen Gewänder. Und der alte Seneca thront, selbst

erstaunt über die unverdiente Ehre, von Lorbeerkränzen fast erdrückt, auf vielen Piedestalen zugleich.

Und doch erstanden aus diesem scheinbar tollen Durcheinander die alten Typen wieder zu neuem Leben, wenn auch oft in stark veränderter Form. Die vorshakespearesche Literatur der Elisabethzeit, die zum beträchtlichen Teil Übersetzungsliteratur war und sich bewußt in engster Weise an fremde Vorbilder anschloß, leistete mehr die Sammelarbeit. Der Einzige, dem es gelang, das ganze aufgestapelte Material in freier künstlerischer Art seinen Zwecken dienstbar zu machen, war Shakespeare. Er ist wohl einer der größten Einbürgerer fremden Literaturgutes in England.

Bewußt und konsequent unternahm Ben Jonson in seinen bürgerlichen Lustspielen die Skizzierung typischer englischer Charaktere seiner Zeit[1], allerdings angeregt und geleitet durch fremde Vorbilder. Ben Jonson bildete die „humour"-Typen aus.[2]

Angeregt zu diesen Versuchen war Ben Jonson durch Theophrasts Charakterbilder oder genauer gesagt durch die 1598 durch Casaubon erfolgte Veröffentlichung derselben, die mit einer lateinischen Übersetzung versehen war. Schon im folgenden Jahre 1599 wurde Ben Jonsons Lustspiel „Every Man out of his Humour" aufgeführt, dem kurze Charakterskizzen beigegeben waren, die die handelnden Personen beschrieben. 1601 gab Jonson die Komödie „Cynthia's Revels" heraus, die eine ganze Anzahl von humour-Typen enthält. 1603 übersetzte Florio die Essays Montaignes. Und im Jahre 1608 erschien, angeregt durch die eben genannten Publikationen, das erste jener halb wissenschaftlichen, halb poetischen Werke, die menschliche Charaktertypen auf-

zuzählen und zu umreißen versuchen. Dies waren die „Characters of Virtues and Vices" von Joseph Hall, die vor allem den Einfluß Theophrasts verraten.[3] Die erste englische Übersetzung Theophrasts schuf John Healy. Sie erschien 1616, 6 Jahre nach dem Tode des Übersetzers. 1614 endlich kamen die mit großem Beifall aufgenommenen und oft nachgeahmten „Characters" heraus, die unter dem Namen des Sir Thomas Overbury gehen.[4]

Halls und Overburys Werke gewähren einen ausgezeichneten Einblick in die populäre Psychologie jener Zeit. Beide Arbeiten sind zwar erst während der Regierung Jakobs I. erschienen, doch spiegeln sie das Leben der Elisabethzeit prächtig wieder. Hall teilt seine Gestalten, wie schon der Titel sagt, nach Gut und Böse ein; Overbury verzichtet auf jede Disposition. Als Hauptunterscheidungsmerkmale und zugleich als Konzentrationspunkte gelten in beiden Werken: Beruf, soziale Stellung, Geschlecht, Alter, Art der Lebensführung, gewisse Neigungen und Angewohnheiten etc. Hall schildert 23 Charaktere, Overbury gar 80.

Inmitten dieser großen Zahl alter und neuer Typen taucht bei dem letzteren unlogisch und grotesk eine Beschreibung des Melancholikers auf.[5] Die Gestalten, die ihm die Weisheit des Altertums zu untrennbaren Gefährten und zugleich auch als notwendige Kontrastpendants gab: Choleriker[6], Sanguiniker, Phlegmatiker, sind von seiner Seite weggerissen. „A melancholy man" lautet die Überschrift. Die Aufgabe der vorliegenden Studie ist, die Entwicklung dieses Charaktertyps in der englischen Literatur, vor allem im Hinblick auf Shakespeares Schaffen, darzustellen.

II.

Der Vater der Temperamentslehre[7] ist Hippokrates († 380 v. Chr.), der wiederum seine medizinische Theorie auf der naturphilosophischen Lehre des Empedocles (5 sae. v. Chr.) aufbaute, der in den bekannten vier Elementen die materiellen Prinzipien oder Wurzeln aller Dinge, also auch des menschlichen Leibes, sah. Diese vier Elemente waren nach des Hippokrates Ansicht zugleich in jedem Menschen vorhanden, doch so, daß eines vorherrschte. Es ergab sich also ein ätherisches, ein feuriges, ein erdiges und ein wässeriges Temperament. Die Schule, die sich dem großen Arzte anschloß, tat einen energischen Schritt vorwärts, indem sie die Elemente nach ungefähren Analogien durch Kardinalsäfte ersetzte, die Wärme durch Blut, die Kälte durch Schleim, die Feuchtigkeit durch schwarze und die Trockenheit durch gelbe Galle. Leider wissen wir nicht, was sich die Griechen unter schwarzer Galle vorstellten. Bei Galen (geb. 131 n. Chr.) bilden Wärme und Kälte, die sich beide wieder mit Feuchtigkeit oder Trockenheit verbanden, den Grundstock des Systems: so ergab sich ein warmfeuchtes, ein warmtrockenes, ein kaltfeuchtes und ein kalttrockenes Temperament, während Aristoteles die Elemente als Mischungsbestandteile des Blutes betrachtet wissen wollte. Die Temperamente wurden von den griechischen Medizinern durchgängig als geringe Ungleichmäßigkeiten der Mischung angesprochen, die an sich noch in den Bereich der Gesundheit fielen, jedoch eine natürliche Hinneigung zu verschiedenen Krankheiten in sich trugen. Diese Krankheiten und ebenso die Schutzmittel werden von den Ärzten des Altertums eifrig dis-

kutiert. Auch der Einfluß der elementaren Anlage des Körpers auf die seelische Struktur des Menschen und auf sein äußeres Verhalten finden wir dort schon angedeutet, wenn auch die Hauptarbeit auf diesem Gebiete erst vom Mittelalter geleistet wurde.

III.

Welche Stellung nahm nun die englische Philosophie der Shakespearezeit der Temperamentslehre gegenüber ein?[8] Es existiert weder eine ausführliche Gesamtdarstellung des Systems, noch finden sich Monographien der Einzeltemperamente, mit Ausnahme des melancholischen, welches in mehreren populär geschriebenen Werken behandelt worden ist.[9] „A Treatise of Melancholie, contayning the causes thereof, and reasons of the strange effects it worketh in our minds and bodies" etc. nannte Thimoteus Bright, Doctor medicinae von Cambridge, sein 1586 erschienenes Werk.[10] Robert Burtons „Anatomy of Melancholy" erschien erst 1621, fünf Jahre nach Shakespeares Tod, doch gewährt dieses große Werk, das auf über 700 großen Folioseiten das melancholische Temperament behandelt, durch den Reichtum an wertvollen Zitaten, die der Verfasser gewiß in jahrelanger, mühevoller Arbeit zusammentrug, einen prächtigen Einblick in die physiologische Psychologie der Shakespearezeit. Burton unterscheidet zwei Arten der Melancholie: eine materielle, die sich aus den festeren Nahrungsbestandteilen bildet, von der Milz abgesondert wird und die Knochen aufbaut, und eine immaterielle, das Temperament.[10b]

Der Autor faßt den Begriff Melancholie sehr weit. So erkennt er selbst in den Charakteren eines Herkules,

eines Philipp von Makedonien, Alexanders, Cäsars, Hadrians, Domitians, Macbeths wichtige melancholische Züge (vgl. p. 45, 56, 155 etc.). Ja, bisweilen scheint Burton Melancholie nur als ein Synonym für Temperament gebraucht zu haben. So unterscheidet er p. 180ff. einen phlegmatischen, einen cholerischen, einen sanguinischen und einen melancholischen Melancholiker. Die Beschreibung dieses letzteren will ich hier gekürzt anführen, p. 184: „*Die melancholischen Melancholiker, sagt Avicenna, sind gewöhnlich traurig und einsam, und das beständig und im Übermaß, besonders argwöhnisch und furchtsam und haben lange, böse und verdorbene Phantasien*"; *sie sind kalt und schwarz, schüchtern und so einsam, daß sie, wie Arnoldus schreibt, keinerlei Gesellschaft dulden. Sie träumen von Gräbern und Toten und halten sich für bezaubert oder tot. Im letzten Stadium glauben sie häßliche Geräusche zu hören, „schwarze Menschen zu sehen und mit ihnen zu reden und vertraulich mit Teufeln zu verkehren und haben solche seltsame Schreckbilder und Visionen" (Gordonius) oder glauben, daß sie vom Teufel besessen seien, oder daß jemand zu ihnen rede oder in ihnen . . .*".

Dieses grauenhafte Bild armer Wahnsinniger, das man der Feder eines Irrenarztes zuschreiben möchte, erinnert stark an die Melancholiker Overburys und Ben Jonsons, die wir später eingehend betrachten werden.

Shakespeares Hamlet aber tritt vor uns hin, wenn wir folgende Stellen lesen: . . . *wenig oder kein Schlaf und das fortgesetzt, furchtbare und schreckliche Träume . . . absurde und unterbrochene Träume und viele phantastische Visionen* (p. 171) . . . *Und obgleich sie meist schmal, hager, unglücklich aussehen, gerunzelt und*

keinen angenehmen Anblick bieten, wegen ihrer fortwährenden Befürchtungen, Schmerzen und Ärgernisse, . . . so ist ihr Gedächtnis meist gut, sie sind begabt und haben ausgezeichnete Verstandeskräfte (p. 171) . . . *lachend, weinend, höhnend, murmelnd, mit sich selbst redend, mit seltsamen Arten und Mienen, inartikulierte Töne, Ausrufe* (p. 171) . . . *Und obgleich sie oft lachen und sehr lustig zu sein scheinen (sie haben solche Anfälle), so sind sie einen Augenblick später wieder traurig, trübe und schwermütig* (p. 175) . . . *Unliebenswürdig in Rede und Unterhaltung* (p. 177) . . ., *beständig grübelnd* (p. 179) . . . *einige halten sich für Tiere . . . bellen wie Hunde und Füchse, schreien wie Esel und blöken wie Kühe* (p. 184) . . . *Sie sind in beständiger Unruhe und Aufregung, seufzen, klagen, quälen sich, tadeln, bereuen, beneiden . . . unzufrieden entweder mit sich selbst oder andern Leuten oder mit den öffentlichen Angelegenheiten, die sie nichts angehen, Vergangenem, Gegenwärtigem oder Zukünftigem* (p. 175).

Burtons Definition der Melancholie p. 30ff. hebt die Disposition zum Wahnsinn hervor. Als Sitz der Melancholie gelten verschiedene Körperorgane: Gehirn, Herz, Zwerchfell, Leber und Milz. Hauptsymptome sind Traurigkeit und Furcht, aber auch gesteigerte Gehirn- und Geistestätigkeit (p. 31). Einsame, Untätige, Gelehrte scheinen dem Oxforder Theologen besonders disponiert zu sein zur Melancholie. Als Ursachen führt Burton an: den Zorn Gottes über den Sünder, Teufel, Hexen, Zauberer, die Gestirne, das Alter, Vererbung, schlechte Diät, ungesunde Luft (vgl. p. 36ff.); ferner gewisse Eigenschaften und Leidenschaften des Geistes und der Seele (p. 82—134), die zugleich auch als Symptome gelten,

wie: eine zu rege Phantasie, Sorge, Furcht, Scham, Stolz, Neid, Haß, Rachsucht, Zorn, dauernde Unzufriedenheit, Gier, Ehrgeiz, Liebe zur Wissenschaft, Liebe. Auch zufällige Ereignisse kommen als Ursache in Frage, und zwar sind dies solche Geschehnisse, die den Menschen in Kummer und Elend stürzen (p. 135—163): Verarmung, Verlust der Freiheit, Verhöhnungen, Verlust von Freunden und Verwandten etc. Die Heilung der Melancholie (p. 209—374) besteht meist in der Entfernung der Ursachen. Wir werden später hier und da Gelegenheit haben, auf Burtons Werk zurückzukommen.

Die Behandlung der Frage, ob die gelehrten, medizinischen Anschauungen der Renaissance, die uns Burton in seinem dickleibigen Buche vorträgt, wirklich einen direkten Einfluß auf Shakespeares Psychologie ausgeübt haben, muß zurückgestellt werden, bis wir festgestellt haben, was in den poetischen Vorbildern des Dichters enthalten war.

IV.

Wir beginnen diese Erörterung mit einer Untersuchung der Werke Chaucers. Shakespeare las Chaucers Werke selbst[11] und benutzte „Troilus and Criseyde" und die Erzählung des Ritters in „Troilus and Cressida"[12], dem „Sommernachtstraum"[13] und den „Two Noble Kinsmen".[14] Diese beiden Erzählungen sind, wie wir später erkennen werden, gerade für die Schilderung der Liebesmelancholie von besonderer Wichtigkeit.

Da sich uns bei Chaucer wohl die einzige Gelegenheit bietet, alle vier Temperamente nebeneinander in lebensvollen Gestalten verkörpert zu sehen, worauf, soviel ich

weiß, noch niemand hingewiesen hat, so möge man mir folgende kurze Abschweifung vom Hauptthema verzeihen.

Das Phlegma wird in den Werken Chaucers nur einmal erwähnt, und zwar bei der Beschreibung des Büttels im Prolog der „Canterbury-Erzählungen". Zeile 625 wird dieser „sawcefleem" genannt, wozu der Herausgeber Skeat bemerkt: „Mit Pusteln bedeckt (einem Überfluß an salsa phlegma genanntem «humour» zugeschrieben)". Daß es Chaucer hier nicht nur auf ein charakterisierendes Beiwort ankam, sondern daß er darüber hinaus auf die Benennung und Zeichnung des phlegmatischen Temperamentstypus abzielte, ergibt sich aus folgendem mit fast absoluter Sicherheit. Die Temperamentslehre war ihm wohlbekannt. In seinen Werken finden wir sie häufig erwähnt. Und zwar trägt er sie nicht etwa wie ein mühsam erlerntes, totes Wissen feierlich vor, sondern er spielt leicht und geistreich darauf an als auf ein altes geistiges Besitztum, mit dem er von Jugend an vertraut war, und das er mit Sicherheit bei jedem seiner Leser und Hörer voraussetzen durfte, z. B. Prolog 419 bei der Beschreibung der Arztes:

Er wußte, wo der Grund der Krankheit sitze,
Ob sie durch Dürre, Nässe, Kälte, Hitze
Entstanden sei und in das Blut gekommen (and of what humour).
Als Praktiker war er durchaus vollkommen.

Ähnlich Cant. T., Persones T. 585; Hous of Fame 21ff. etc. Ebenso finden sich hier und da die beiden Begründer der Temperamentslehre: Hippokrates und Galen genannt; vgl. Cant. T. Prol. 431; B. of the Duchesse 572.

Der Schilderung des Büttels geht unmittelbar voraus die Beschreibung des Gutsverwalters als eines mageren,

cholerischen Mannes und in weiterem Abstande die des Freibauern, von dem es heißt:

Von Ansehn war sanguinisch er und rot;
Gern trank er Wein zu seinem Morgenbrot.
Sein Leben zu genießen, dacht er nur,
Ganz wie ein echter Sohn von Epikur,
Nach dessen Meinung eben im Vergnügen
Des Lebens höchste Seligkeiten liegen.
Groß war sein Haushalt, und an Gastlichkeit
Galt als ein St. Julian er weit und breit . . . .
An Speise, Trank und allen Leckereien,
Die zu erdenken, schien es nur zu schneien.

Betrachten wir nun Chaucers Gemälde näher, so erkennen wir das rote, von Wein, Wollust und jeder Art gemeinen Lebensgenusses aufgedunsene, plebejische Gesicht eines Unterbeamten. Bart und Augenbrauen sind ihm von eklen Krankheiten zerfressen, das Gesicht mit Pusteln und Blatternarben übersät, die auch die schärfste Salbe nicht wegbeizen kann. Aber aus den geilen Schlitzaugen zwischen den Fettwülsten blitzt neben sehr viel Gemeinheit auch ein gut Teil Lebens- und Menschenkenntnis und vor allem viel Witz und Schalkheit. Er ist ein guter Gesellschafter, und die Unze mißverstandene Gelehrsamkeit, die er bei seiner Berufstätigkeit aufgeschnappt hat, bringt er überall und mitunter gar nicht so übel an. Starke Getränke und scharfe Speisen sind seinem verdorbenen Magen und Blut ein Bedürfnis. Vor allem zieht es ihn hin zu den geistig noch unter ihm Stehenden, zu den Dummen, die er über das Ohr hauen kann, zu den fehlgetretenen und ratlosen jungen Dirnen seiner Diözese, denen er seinen väterlichen Rat nicht vorenthält. Nur in den niedersten

Strömungen des Lebens fühlt sich dieser Silenus zuhaus. Jedes höhere geistige Streben geht ihm ab. Nichts ist ihm heilig. Vor niemandem hat er Respekt: weder vor Gott, der Religion, dem Erzbischof, seinem Herrn, seinem Amte, der Kirche, noch vor sich selbst. Er ist jederzeit bereit, sich selbst, Körper und Seele, preiszugeben.[15]

Diese Ansicht vom Wesen des Phlegmatikers ist nicht etwa eine von Chaucer erfundene oder eine vereinzelte. Daß sie die allgemeine war, wird uns besonders nach einem Blicke auf die ungefähr gleichzeitige französische Literatur deutlich. Auch dort ist das Phlegma mit Fettleibigkeit und rotem Hautausschlag verbunden. Auch dort bildet der Eindruck des Feuchten, Kalten, Schweißigen, Schleimigen, den der mit Pusteln übersäte, Zwiebeln und Knoblauch verzehrende Bursche Chaucers erregen muß — denn das Zeile 626 stehende „hoot" hat hier eine spezialisierte Bedeutung und schließt sich gleichbedeutend an das folgende „lüstern wie ein Spatz" an —, recht eigentlich das Hauptsymptom des Typus. Ebenso gehören innere und äußere Geschwüre und fressende Krankheiten wie der Krebs und die Geschlechtskrankheiten zum Bilde des Phlegmatikers. Als Heilmittel des Phlegmas gelten scharfe Gewürze und ätzende Kräuter, die der Büttel so sehr schätzt. Überall verrät sich die Furcht und der Abscheu, die man vor dieser Krankheit hegte, die sich ja schon äußerlich leicht erkennen ließ; ein Widerwille, der Chaucer zu der Zeile veranlaßte:

War sein Gesicht der Kinder Furcht und Grauen (628)

Wir wenden uns nunmehr dem Sanguiniker zu. Bei Chaucer findet sich das Wort „sangwyn" nicht selten,

doch nur ein einziges Mal als Temperamentsbezeichnung: Cant. T. Prol. 333 bei der Beschreibung des Freibauern:

Of his complexioun he was sangwyn.

Doch ist auch hier die Bedeutung strittig; denn Skeat gibt dazu ausdrücklich die Übersetzung: blutrot, indem er „complexioun" als „complexion", Gesichtsfarbe, faßt. Wir schließen uns jedoch entschieden der Meinung Bradleys im New English Dictionary an, der darin eine Temperamentsbezeichnung sieht.[16] Dann wäre „complexioun" als „Temperament" zu fassen, eine Bedeutung, in der Chaucer das Wort oft gebraucht, z. B. Hous of Fame 21; Cant. T. Prol. 585.

Wir wollen für diese Ansicht zuerst einen allerdings etwas subjektiv gefärbten Grund angeben. Die Übersetzung Skeats scheint uns nämlich nicht recht in den Stil der Canterbury-Erzählungen zu passen. Wenn Chaucer hier nur sagen wollte: der Freibauer hatte ein rotes Gesicht, so hat die Ausdrucksweise für unser Empfinden etwas Steifes, Geschraubtes an sich. Der Dichter weiß solche Schilderungen an anderen Stellen unvergleichlich frischer und anschaulicher zu gestalten, z. B. bei der Zeichnung des Büttels:

Mit feuerrotem Cherubimgesicht,
Schmaläugig, finnig und mit Pusteln dicht
Besät war noch ein Büttel mit am Platz.

Auch stimmt die überaus starke Hervorhebung des blutroten Antlitzes gleich zu Beginn der Schilderung nicht mit dem Bilde dieses Mannes überein. Chaucer ist es hier ganz offenbar um den Eindruck eines vornehmen, reichlichen, aber doch auch maßvollen Lebensgenusses zu tun. Es ist eine edle Gestalt, die er uns vorführt, was besonders aus dem späteren gesitteten und ruhigen

Verhalten dem derberen Wirte gegenüber und aus der Bewunderung der „Verschwiegenheit, Vornehmheit, Tugend und Beredtsamkeit" des edlen Junkers hervorgeht. Auch des Freibauern Vorrede atmet diese Gesinnung aus. Wie würdig wird das Alter des Mannes nur durch die Hervorhebung des schlohweißen Bartes geschildert, zu dem ein blutrotes Angesicht sicher nicht passen würde.

Selbst Skeat faßt „sawcefleem" bei der Beschreibung des Büttels und „colerik" bei der Schilderung des mageren Landverwalters als Temperamentsbezeichnung auf, wobei Stellen wie: Nonne Prestes T. 135:

Ihr seid sehr "colerik of compleccioun"

ausschlaggebend sind. Sind diese beiden Temperamente aber vorhanden, so ergibt sich völlig ungezwungen die Schilderung des dritten an dieser Stelle.

Wenn wir die Gestalt des Freibauern nun näher ins Auge fassen, so verstärkt sich der Eindruck der Würde, der schon unsere flüchtigen Blicke fesselte. Wie wird das Gepflegte des Körpers und der Kleidung mit raschen, aber sicheren Strichen festgehalten! Seine Lebensfreude ist mehr theoretischer, passiver Natur. Gewiß, in seinem Hause herrscht die freieste Gastfreundschaft, seine Keller sind mit guten Weinen angefüllt, seine Tafel wartet stets aufs reichlichste gedeckt der Gäste, er wird der heilige Julian seiner Gegend genannt, aber nirgends wird gesagt, daß er selbst im Übermaße aß oder trank. Nicht einmal die behagliche Fülle des Körpers, die wir mit dieser Gestalt verbinden, wird mit einem Wörtlein gestreift. Gewiß, er ist des Epikurus' Sohn und seine Meinung ist, daß ungetrübter Genuß die wahre vollkommene Glückseligkeit verleihe, aber er versteht darunter maßvolle, edle Freuden:

Bei dem Dreiein'gen! gerne gäb' ich hin
Den vollen Wert von zwanzig Pfund in Land,
Gelangte mir's auch eben in die Hand,
Wenn nur mein Sohn Dir an Verstand und Witz
In etwas gliche. — Pfui! was gilt Besitz,
Wenn einem Manne gute Sitten fehlen?
Wie mußt' ich ihn, wie werd' ich ihn noch schmälen,
Daß er Gehör der Tugend nimmer schenkt,
An Würfelspiel nur und Verschwendung denkt,
Und alles, was er hat, verliert, verpraßt;
Mit einem Knechte lieber sich befaßt,
Als mit den Edelleuten zu verkehren,
Die höflich sind und feine Sitte lehren. (Cant. T. F. 782.)

Und die Schilderung klingt in einem Preise dieses zwar bäuerlichen, aber keinem Edelmann an Würdigkeit nachstehenden Mannes und seiner hervorragenden und allgemein anerkannten Tüchtigkeit durch den Dichter aus, ein Lob, das ohne Zweifel ernst gemeint ist:

In den Sessionen war er Präsident,
Grafschaftsvertreter oft im Parlament.
An seinem Gürtel, weiß wie Milch am Morgen,
Hing Dolch und Seidenbörse wohl geborgen,
Auch war, als würd'ger Freisaß rings bekannt,
Zum Obmann er und Scherif oft ernannt. (Cant. T. Prol. 355 ff.)

Der Vertreter des sanguinischen Temperaments, den uns Chaucer schildert, ist also eine überaus sympathische Gestalt. Übereinstimmend hiermit begeisterte man sich im Mittelalter vor allem in deutschen gelehrten Kreisen gern für dieses Temperament, den Typus mit deutscher Gründlichkeit ausstrichelnd, und hielt es im Gegensatz zu Aristoteles für das edelste und beste.[17]

Die interessanteste Entwicklung weisen die beiden Gallentemperamente auf, deren Geschicke sich in der

englischen Literatur vielfach fast unentwirrbar verschlingen und die wir deshalb auch in dieser Studie nicht trennen wollen. Hellwig bemerkt zur Melancholie: „Was sich die Griechen unter schwarzer Galle gedacht haben, ist uns nicht mehr bekannt". Wie es uns scheinen will, hatte das Temperament Melancholie ursprünglich recht wenig mit dem Organ Galle zu tun, trotz des Namens. Jedenfalls stand der Melancholiker Galens zu dessen Choleriker in keinem engeren Verhältnisse als zu den beiden anderen Temperamenten.

Anders in England! Hier treten die beiden ersteren Temperamente seit ihrem allgemeineren Bekanntwerden, d. h. seit etwa dem 14. Jahrhundert in die engsten Beziehungen zu einander. Sie werden meist in einem Atem genannt und fortwährend miteinander verwechselt. Man übersetzte Melancholie gern mit „black choler, choler adust", wobei man sich aber öfters nicht völlig klar darüber gewesen zu sein scheint, daß das eine eben nur eine Übersetzung des andern war. So tauchen mitunter choler, melancholy und black choler nebeneinander, jedoch alle drei voneinander gesondert, auf. Das Verhältnis zwischen den beiden Temperamenten stellte man sich wohl so vor, daß die Melancholie als eine Cholera höheren Grades aufzufassen sei, d. h. da, wo man überhaupt eine Grenze zwischen beiden zog.[18]

Wir haben uns in diesem Aufsatz schon mehrmals an Chaucer gewendet und suchen nun seine Ansicht über die beiden Gallentemperamente näher zu ergründen. Welche cholerische und melancholische Gestalten stellt er seinem phlegmatischen Büttel und dem sanguinischen Freibauern gegenüber?

Der Schilderung des Phlegmatikers geht die des Landverwalters unmittelbar voraus, der gleich in der ersten Zeile als ein magerer cholerischer Mann eingeführt wird. Schon beim ersten flüchtigen Überlesen fällt es uns auf, wie sich in dieser Gestalt cholerische und melancholische Züge wunderbar mischen.

Chaucer zeichnet einen alten, zähen, galligen Gesellen, aus dessen hohlen Augen ein hämisches Mißtrauen blitzt. Sein rostiges Schwert, seinen knochigen Hengst und seine halbmönchische Kleidung hat er gewiß nicht auf schönes Aussehen hin, sondern nur ihrer Brauchbarkeit nach gewählt. Und zu diesem klösterlichen Äußern paßt sein bartloser, kurzgeschorener Kopf recht gut. Schweigsam reitet er am liebsten für sich allein hinter den andern her. Er wird als ein Egoist und Geizhals, aber auch als ein guter Wirtschafter geschildert, und seine kleinliche, hämische Rachsucht offenbart sich in seinem Zank mit dem Müller. Er hat etwas Verschlagenes, Heimliches, ja selbst etwas Unehrliches an sich, und man kann es verstehen, wenn andere Halunken, deren Schliche ihm vielleicht selbst nicht ganz fremd sind, ihn wie den Tod fürchten. Aus seiner Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der Welt erwächst eine wenig sympathische, salbungsvolle Frömmigkeit.

Zum echten Choleriker fehlt ihm die Offenheit, der freie Manneszorn, den wir nach dem englischen, deutschen, französischen Sprachgebrauch des Wortes erwarten müßten. Anderseits weisen die Verse 606, 607:

> In grüner Bäume Schatten
> Stand seine schöne Wohnung auf dem Felde.

und 622:

> Ritt er stets auf der Reise hintenan . . . .

mehr auf ein melancholisches Temperament hin.

Der Stil und der Inhalt seiner Erzählung heben sich durch Derbheit und Ungeschliffenheit stark von den andern Novellen ab. Cant. T. 3921 ff.:

Bei Trumpington nicht fern von Cambridge fließt
Ein Bach, und unweit einer Brücke siehst
Du eine Mühle liegen an dem Bache.
Dort war — ich melde eine wahre Sache —
Seit langer Zeit ein Müller schon zu Haus.
Er spreizte stolz sich wie ein Pfauhahn aus . . . .

Aus dem obigen scheint uns hervorzugehen, daß vom Dichter an dieser Stelle die Schilderung eines rein cholerischen Menschentypus nicht geliefert, ja wohl nicht einmal beabsichtigt worden ist. Wir erkennen vielmehr einen cholerisch-melancholischen Mischtypus. Eine dichterische, nahezu vollkommene Vermischung der beiden Gallentemperamente zeigt Chaucers „Nonne Preestes Tale", in der die absurdesten Kleinigkeiten hervorgesucht werden, um einen Gegensatz zu konstruieren.

Der gelehrte, feige Chauntecleer, der doch wahrlich nichts Cholerisches, wohl aber sehr viele melancholische Züge aufweist, wird ein Choleriker genannt und zwar wegen der gelbroten Farbe des Traumgespenstes. Dazu vgl. N. E. D.: Beide französische Typen erscheinen im Spätmittelenglischen, wo das Wort auch manchmal mit „colour" besonders in seiner Verbindung mit rot verwechselt worden zu sein scheint.

Diese spezielle Verbindung rührt wohl von der Bezeichnung rote oder gelbe Galle zum Unterschiede von der schwarzen Galle her.

Pertelote erklärt Zeile 106 ff.:

Daß nachts ein Traum in Schrecken Dich gejagt,
Hat seinen Grund ganz sicher im Geblüt,

Denn Du bist hochcholerisch von Gemüt.
Und darin hat es eben sein Bewenden,
Daß wir von Pfeilen träumen und von Bränden,
Von Kampf und Streit; daß uns Insekten beißen
Und rote Tiere unseren Leib zerreißen,
So fährt aus melancholischem Humor
Man oftmals schreiend aus dem Schlaf empor
Aus Furcht vor schwarzen Bären oder Stieren
Und bald, weil schwarze Teufel uns entführen.

Als einziger Unterschied zwischen den beiden Temperamenten gilt demnach hier die Farbe der Traumgesichte. Zeile 126 drückt dann die Zusammengehörigkeit durch das Wort „both" aus. Vers 135 bezeichnet Chauntecleer von neuem als Choleriker:

Bedenke, daß cholerisch ist Dein Blut.
Sei vor der Mittagssonne auf der Hut,
Besonders wenn Dich heiße Säfte plagen.

Während ihm kurz darauf wieder die Heilmittel der Melancholie: Tausendgüldenkraut und Heckenrauch empfohlen werden.[19]

Was nun die Melancholie angeht, so überrascht uns bei der Betrachtung der Entwicklung des Wortes im Englischen der große, schon im 14. Jahrhundert vorhandene Formenreichtum. Es ist dem N. E. D. und dem Century Dictionary nach dem Altfranzösischen entnommen und erscheint schon im 14. und 15. Jahrhundert überaus häufig und zwar in vielen Schreibungen, Umformungen, Zusammensetzungen, Neubildungen, so daß wir es etwa als populäres Lehnwort charakterisieren dürfen, was es wohl auch schon im Altfranzösischen war.

Um den im Mittelalter in England mit dem Worte verbundenen Begriffsinhalt zu erkennen, wenden wir uns zu Chaucer. Im Prolog zu den Cant. T. finden wir

keine unzweifelhaft beabsichtigte Zeichnung eines melancholischen Charaktertyps. Der Dichter gebraucht das Wort an dieser Stelle überhaupt nicht. Zwei Gründe erscheinen uns einleuchtend.

Was Chaucer über den Melancholiker als Charaktertyp zu sagen hatte, legte er in dem melancholisch-cholerischen Landverwalter nieder.

Im ganzen aber faßte er wohl die Melancholie nicht als eine Veranlagung und Charaktereigenschaft des Menschen, sondern als einen durch äußere Einwirkungen und Erlebnisse hervorgerufenen, mehr oder weniger rasch wieder verschwindenden Seelenzustand auf. Wir finden für diese Annahme mannigfaltige Belege in Chaucers Werken. Der Geist des von der Melancholie Ergriffenen befindet sich im Zustande der Schwärmerei, des von Burton häufig als Hauptsymptom bezeichneten „doting" (vgl. p. 181). Alle Gedanken laufen wie gebannt um einen Mittelpunkt, in dem bei Chaucer stets die Geliebte steht.

Unerwiderte Liebe ruft Melancholie hervor. Die Heilung hängt meist von dem Besitz der Geliebten ab. Als kleinere Heilmittel gelten Dichtkunst, Musik, Schachspiel etc. Im Walde unter einer gewaltigen Eiche liegt der Melancholiker, ein schöner, blasser Jüngling, ganz in Schwarz gekleidet und dichtet eine Liebesklage. Die Melancholie erzeugt Nachdenken und Phantasien. Vor allem spielen Träume und Hellsehen eine große Rolle. Reichtum, vornehme Abkunft und Melancholie gehören bei Chaucer eng zusammen. Auch die Gelehrsamkeit steht zur Melancholie in enger Wechselbeziehung.[20]

Die Veränderungen, die Körper und Seele durch den Einfluß der Liebesmelancholie erleiden, werden von

Chaucer anschaulich beschrieben und sind, wie wir später beweisen werden, bis auf Shakespeare charakteristisch für die dichterische Ausgestaltung des Liebesmelancholikertyps geblieben. So verfällt in der Erzählung des Ritters Arcite aus Liebe zur schönen Emelye in eine an Wahnsinn grenzende Melancholie, die ihn bleich, elend und lebensüberdrüssig macht. Z. 1356ff.:

In Theben angelangt, wird krank und schwach
Arcit und klagt tagtäglich weh und ach!
Es war ihm Hunger, Durst und Schlaf vergangen;
Mit hohlen Augen und mit fahlen Wangen,
Dürr wie ein Stock, von Ansehen aschenbleich,
Erregte Schreck und Mitleid er zugleich.
Und einsam war er, immerfort allein;
Und nächtelang schrie er in seiner Pein,
Aus seinen Augen Tränenströme drangen,
Wenn Lieder tönten, Instrumente klangen.
Aus seiner Brust war aller Mut entflohn,
Und so verändert klang der Stimme Ton,
Daß sie kaum wieder zu erkennen war.

Interessant ist in diesem Zitate der Hinweis auf die Musik als die Vermehrerin der inneren Qual. Wir werden diese Beziehungen in späteren Werken noch eingehender ausgeführt finden.

Mit dem Wahnsinn wird die verhängnisvolle Leidenschaft des jungen Fürsten verglichen; Z. 1372ff.:

Sein ganzes Wesen wies es offenbar,
Daß er den Zustand nicht allein verdanke
Den Pfeilen Eros' — nein — an Wahnsinn kranke,
Und daß die Säfte der Melancholie
Im Hirn getrübt den Sitz der Phantasie.
Kurz — ganz verdreht war er durch Liebesleid
An Wesen und Gemütsbeschaffenheit.

In einer Liebesklage Z. 1540 ff. gibt Arcite seinem Lebensüberdruß, seiner Todessehnsucht, seinem verletzten Stolze Ausdruck. Er fühlt, daß ihm diese Liebe den Tod bringen wird und, die Herrschaft über seine Sinne verlierend, bricht er ohnmächtig zusammen. Wie Richard II. betrachtet er im Spiegel die Spuren, die der Schmerz seinem Antlitz aufgeprägt; Z. 1400 ff.:

> Zum großen Spiegel griff er bei dem Wort,
> Und da die Blüte seiner Wangen fort
> Und er sein Antlitz ganz verändert sah . . .

In übereinstimmender Weise wird die Liebe des jungen Troilus zu Criseyde beschrieben. Auch hier hören wir von schweren Verwüstungen des Leibes und der Seele durch die ungebändigte Leidenschaft. Der Schmerz raubt dem Jüngling die Ruhe, den Schlaf, die Lebensfreude und den Lebensmut. Die wohlgesetzte Liebesklage spielt auch in dieser Erzählung eine Rolle; vgl. den „Cantus Troili", I, 400 ff. Bis an die Grenze des Wahnsinns reißt die Leidenschaft den jungen Prinzen. Charakteristisch ist der Hang des Liebesmelancholikers zur Einsamkeit. Daß Troilus auch einer tiefen Freundschaft fähig ist, zeigt sein Verhältnis zu Pandarus. Die Eifersucht spielt in den beiden zuletzt besprochenen Erzählungen eine wichtige Rolle. Während sie Arcite sofort zu entschlossenem, mutigem Handeln anzufeuern vermag, macht sie den Troilus anfangs nur noch elender.[21]

Es sind also in der Hauptsache gerade die feinsten, edelsten Regungen des Herzens und des Verstandes, die Chaucer mit der Melancholie verknüpft. Er schildert eine vornehme Liebe vornehmer Personen.

Anmerkungen.

Zu Kapitel I.

Anm. 1: Cynthia's Revels, Z. 1062, Mercurie: Peace, Cupid, here comes more worke for you, another character or two. — Anm. 2: Jonson selbst definiert derartige Charaktere in „Every Man out of his Humour", Z. 256ff.:

> As when some one peculiar quality
> Doth so possesse a man, that it doth draw
> All his affects, his spirits, and his powers,
> In their confluctions, all to runne one way,
> This may be truly said to be a Humour.
> But that a Rooke, in wearing a pyed feather,
> The cable hat-band, or the three-pild ruffe,
> A yard of shoe-tie, or the Switzers knot
> On his French garters, should affect a Humour!
> O, 'tis more then most ridiculous.

Seine eignen Gestalten gehören allerdings meist der zuletzt beschriebenen Kategorie der „humour"-Typen an, d. h. der Dichter gab ihnen wohl einen bestimmten Charakter, aber keine Persönlichkeit mit. — Anm. 3: Über Hall's Quellen vgl. Konrad Schulze, Die Satiren Halls, Palaestra CVI, 1910. The Works of Joseph Hall, A New Edition by Philip Wynter, Vol. VI, Oxford, University Press, 1863, p. 89—125. — Anm. 4: Über Overburys Charakterbilder, sowie über ihre Beziehungen zu denen Halls, Ben Jonsons, Theophrasts hat E. Gough ausführlich gehandelt in „The Life and Characters of Sir Thomas Overbury", Norwich 1909. — Anm. 5: The Miscellaneous Works in Prose and Verse of Sir Thomas Overbury, ed. Edward F. Rimbault, London 1890, p. 74ff. Der Melancholiker findet sich noch nicht im 3. Abdruck von 1614, stammt also kaum von dem schon

1613 gestorbenen oder ermordeten Overbury, sondern von einem der „andern gelehrten Herrn", die das Titelblatt der „Characters" erwähnt. Eine stark unter dem Einfluß dieser Beschreibung stehende deutsche Skizze findet sich in den 1701 in Amsterdam bei S. Siebertsen auf Kattenburg „in dem gekröhnten Philosopho" gedruckten „Characteres der Menschen oder die Entlarvete Welt etc.". Dort ist auch Halls Werk übersetzt. — Anm. 6: Das cholerische Temperament wird scherzhaft erwähnt bei der Beschreibung des Kesselflickers: „durch seine Bewegung sammelt er Hitze, daher seine cholerische Natur".

Zu Kapitel II.

Anm. 7: Zu den nachfolgenden Ausführungen vgl. J. Henle, Anthropologische Vorträge, Braunschweig 1876, 1. Heft, p. 106ff.; Bernhard Hellwig, Die vier Temperamente bei Erwachsenen, Paderborn 1905, 6. Aufl.

Zu Kapitel III.

Anm. 8: Zu den nachfolgenden Ausführungen vgl. P. A. Robin, The old Physiology in English Literature, London 1911. — Anm. 9: Vgl. R. Loening, Sh.-J. XXXI, p. 4, 5. — Anm. 10: Loening nimmt an, daß Shakespeare dieses Buch gekannt und benutzt habe. Mir ist es leider unzugänglich geblieben, und ich habe nur aus Auszügen und Zitaten, die ich besonders bei Burton fand, auf die Art des Buches einige Schlüsse ziehen können. Vgl. auch die Titel folgender Werke: Of Melancholic Diseases (1599); Melancholike Humors von N. Brenton (1600). — Anm. 10a: Robin, p. 101ff.

Zu Kapitel IV.

Anm. 11: Vgl. Anders, Shakespeare's Books, Berlin 1904, p. 77; Ballmann, Anglia XXV, 1902; Sarrazin, Anglia, Beiblatt VII, p. 265. — Anm. 12: Vgl. Anders, p. 79ff.; Dr. Small, The Stage Quarrel, p. 154ff.; Dekker und Chettle dramatisierten 1599 denselben Stoff, vgl. Henslowe's Diary. — Anm. 13: Anders, p. 77ff. — Anm. 14: Die Frage, inwiefern dieses Stück mit zwei leider verschollenen Dramen, dem von Richad Edwardes verfaßten und 1566 aufgeführten „Palae-

mon and Arcyte" und dem anonymen, 1594 von Henslowe erworbenen „Palaemon and Arsett", zusammenhängt, bleibt ungelöst. Über Shakespeares Mitarbeit vgl. S. Lee, A Life of Shakespeare, London 1908, p. 210ff.: „All die Teile, die man irgendwie Sh. zuschreiben kann, entwickeln die Haupthandlung, die Chaucers Kn. T. entnommen ist". Vgl. auch W. Raleigh, Shakespeare, London 1907, p. 212ff.; Halliwell-Phillips, Outlines of the Life of Sh., London 1885, p. 379ff. — Anm. 15: Die folgenden Belege entnehme ich dem Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne Langue Française: a) Gringore, La Coqueluche, 1518, I, 189: Dicke Bäuche, fette Hälse, rote Pickeln: Ihr seid von Natur phlegmatisch. b) Die Phlegmatiker kalt und feucht, Alebrart, Richel. c) H. de Mondeville, Richel: Alle diese Leute haben Fistel, Schanker, Phlegma, Krebs. Jard. de santé I, 2, in La Minerve: Phlegmatische Geschwüre. Fragment eines Medizinbuches, Ms. Bern: Qui tient du flegme, de la phlegmasie: VI causez sont de la matire del apostume . . . d) R. d. Collerye, Dial. composé pour jeunes enfans, p. 107: Aus Furcht, daß sie phlegmatisch seien . . . . gab man ihnen Gewürze. — Anm. 16: Auch P. A. Robin ist der Meinung Bradleys, vgl. p. 86. — Anm. 17: Die folgenden Belege sind teils dem Grimmschen Wörterbuch, teils dem NED entnommen: Meinauer Naturlehre, 1: der naturen (des Wassers) sint och die liute, den die meister sprechint sanguinei., die artent nach dem wazzir, unde sint gebinde, minnende, frolich, lachende, unde rotenthafter varwen, unde singent, und feizet sind si, geturstic unde guot muotic. Joh. Indagine: Die kunst der chiromantzey, 1523: die fyerdt complexion ist sanguinisch, und sie edelst, so auch wenig menschen bekumpt . . . . dannethär haben solch sanguinischen ein weich lind fleysch, zarte nägel und haben sonderlich wollust im gesänge, und in allem dem das des menschen gemüt zů frölichkeit bewegt. Ante 1548, Hall, Chron. Edward IV., 192b: Ein Prinz von hohem Mut, jung, rüstig und sanguinischen Temperaments. 1340, Ayenbite of Inwyt, 157: Der Teufel versucht den Sanguiniker am stärksten durch Lust und Üppigkeit. Bald verbindet sich die Bedeutung „hoffungsfreudig" mit dem Worte, die besonders im 16. Säkulum aufkommt, und die man am ehesten der Jugend zutraute: 1509, Hawes, Past. Pleas. XVI, 73: Für die sanguinische Jugend ist es das ganze Gegenteil. Fest verwachsen mit dem Bilde des Sanguinikers war der Begriff der Liebe: ca. 1430, Lydg. Min. Poems,

196: Der Sanguiniker hat mit dem Blut Beschwerden. Er ist zum Lieben geschaffen und ist verschwenderisch. — Anm. 18: Die folgenden Belege sind dem NED entnommen: ca. 1386, Chaucer, Nun's Pr. T., 126: Der beste Rat für Euch ist, Choler und Melancholie abzuführen. 1578, Lyte, Dodoens: Gut gegen die Krankheit, Choler oder Melancholie genannt. 1398, Trevisa, Barth. De P. R., IV, XI, 96: Diese „blacke colera" ist eine Art „ennuye". Ibid. Melancholie, Ärzte nennen sie „colera nigra, coler black". 1527, Andrew, Brunswyke's Distyll. Waters: Die „black colera", die ist Melancholie. 1561, Hollybush, Hom. Apoth.: Wenn das Brechen von der „black Cholera" kommt. 1601, Holland, Pliny, II. Table: „Choler black and adust", die nach unten abführt. 1578, Lyte, Dodoens, 377: The leaves of Sena . . . do scoure away fleme and choler, especially blacke choler, and Melancholie. Bacon, Essay über den Ehrgeiz (Arb. 222): Ehrgeiz ist wie Choler, das ein Humor ist . . . . Wenn es aufgehalten wird und keinen freien Weg hat, wird es „adust" und dadurch schädlich und giftig. — Anm. 19: Abbildungen dieser Kräuter befinden sich auf einem der ersten Blätter von Burtons A. of M. — Anm. 20: Vgl. Chaucer, B. of the Duch., Z. 39, 1104, 567, 46, 445ff., 583ff., 4, 28, 290ff.; Hous of F., 30, 1ff., 29; Kn. T. 1530, 1384ff.; Troilus, V, 329, 358, 362ff.; Wife of B.'s Prol., 248ff. — Anm. 21: Chaucer, Troilus, III, 1537ff.; V, 295ff., 316; I, 498, 400, 484, 547; V, 1216, 647ff.; III, 1590.

Vita.

Ich, Gustav Arthur Bieber, evangelischen Bekenntnisses und sächsischer Staatsangehörigkeit, wurde am 20. August 1888 zu Dresden geboren als Sohn des Fabrikbesitzers Eduard Bieber, besuchte das Annenrealgymnasium meiner Vaterstadt, wo ich Ostern 1908 die Reifeprüfung bestand. Danach widmete ich mich dem Studium der Germanistik und der neueren Sprachen, und zwar zwei Semester in München, je ein Semester in Edinburgh und Oxford, zwei Semester in Berlin, um Ostern 1911 nach Jena überzusiedeln. Am 15. Februar 1913 legte ich das Examen rigorosum ab. Ich hörte bei den Herren Professoren: v. d. Leyen, Lipps, Simon, Sieper, Paul, Breymann, Voll, Webster, Napier, Raleigh, Sweet, Gardner, Webb, Craigie, Brandl, Röthe, Erich Schmidt, Bäsecke, Spranger, Münch, Haguenin, Michels, Höpfner, Bauch, Delbrück, Wiese. Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Dr. Levin L. Schücking, der mir die Anregung zu dieser Arbeit gab und meinen Studien freundliche, wertvolle Förderung entgegenbrachte.